

Buchbesprechungen

Clemens Schwaiger: Das Problem des Glücks im Denken Christian Wolffs. Eine quellen-, begriffs- und entwicklungsgeschichtliche Studie zu Schlüsselbegriffen seiner Ethik (Diss. Trier 1993), Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog 1995. 234 S. Ln. DM 98.-, ISBN 3-7728-1628-7.

Die Frage nach dem menschlichen Glück spielte nicht nur in der gesamten Ethik der Antike und des christlichen Mittelalters, sondern, wie diese Studie deutlich macht, auch noch in der Ethikdiskussion der Aufklärung eine tragende Rolle. Erst durch die These Kants, daß sittliche Imperative nicht durch eine Analyse des Glücksbegriffs begründet werden könnten, geriet das Glücksthema selbst sowie auch die Erforschung der vorkantischen Glücksdiskussion ganz ins Abseits. Indem Schwaiger in seiner von N. Hinske betreuten Dissertation »das Problem des Glücks im Denken Christian Wolffs« in den Mittelpunkt seiner Untersuchung rückt und in detaillierten Textvergleichen die Auseinandersetzung Wolffs mit Descartes, Tschirnhaus und Leibniz in dieser Frage nachzeichnet, wird insgesamt ein wichtiges Stück frühneuzeitlicher Diskussionsgeschichte um den Glücksbegriff zutage gefördert. Die hervorgehobene Bedeutung Wolffs begründet sich für Schwaiger damit, daß Descartes und Leibniz zwar eine neue Ethik intendiert hatten, selbst aber über einzelne Theoriestücke und Skizzen nicht hinausgekommen waren. Es war Wolff, der aus diesen Ansätzen einen umfassenden Ethikentwurf formte. Mit vorbildlicher Sorgfalt arbeitet Schwaiger den subjektiven Kenntnisstand heraus, den Wolff vom Werk jener Autoren hatte, verfolgt zahlreiche Lehrentwicklungen im Blick auf die chronologische Folge der Wolffschen Werke und vermerkt Lehrunterschiede zwischen Wolffs deutscher und lateinischer Schriftenreihe.

Schwaiger gelangt im ersten Kapitel (31–66) zu der Auffassung, daß Wolff trotz seiner ausdrücklichen Verweise auf Descartes nicht wie dieser nach einem moralischen Selbstwertgefühl des Handelnden sucht, das auch von Schicksalsschlägen nicht erschüttert werden könne, sondern vielmehr nach einer objektiv vollkommenen Ordnung, die der handelnde Mensch bei sich selbst sowie in allen Dingen zu fördern habe. Das zweite Kapitel (67–83) will zeigen, daß Wolff trotz verbaler Distanzierungen der These von Tschirnhaus, das größte dem Menschen mögliche Vergnügen sei die eigenständige Entdeckung der Wahrheit, doch »näher steht, als er es annimmt« (29: 83). Das umfangreiche dritte Kapitel (84–197) weist die von Wolff verdeckt gehaltene, jedoch entscheidende Abhängigkeit seiner gesamten Glücksterminologie von Leibniz auf. Die Definitionsreihe der Begriffe Vollkommenheit, Lust, Freude und Glück, die Leibniz Wolff in einem persönlichen Schreiben von 1705 mitgeteilt hatte (92), liefert so offensichtlich das Grundgerüst der Wolffschen Konzeption, daß Schwaiger Mühe hat, über bloße Akzentverschiebungen hinaus eine genuin eigene Leistung Wolffs herauszuschälen. Diese besteht für Schwaiger darin, daß die bei den anderen genannten Autoren nur latent vorhandene Unterscheidung von wahrer und vermeintlicher Erkenntnis von Vollkommenheiten mit Wolffscher Gründlichkeit systematisch auf die gesamte Definitionsreihe ausgezogen wird (5: 198–202): Wahre Lust erscheint als untrügliche anschauende Erkenntnis einer Vollkommenheit, die wahre Freude als ein Überwiegen untrüglicher Lust gegenüber der Unlust, und wahres Glück als ein Zustand dauerhafter untrüglicher Freude, welcher nur durch ein stetes Fortschreiten zu wahrhaft größeren Vollkommenheiten verwirklicht werden kann. Noch deutlicher als bei Leibniz wird damit das Glück als eine dynamische Größe verstanden, die wesentlich auf dem Gedanken eines aufgeklärten permanenten Fortschritts beruht. Glücklich werden kann nur der, der bereit ist, die Anstrengungen eines solchen steten Fortschritts an Erkenntnis und Vervollkommnung auf sich zu nehmen.

Schwaigers Verdienst liegt zweifellos darin, daß er in seiner klaren Konzentration auf »quellen-, begriffs- und entwicklungsgeschichtliche« Fragen (Untertitel) auch »schwierigen historisch-philologischen Fragen« (13; 87) nicht ausweicht und damit einer in der Philosophie verbreiteten Unterbewertung einer solchen Aufgabe überzeugend entgegenwirkt. Auch macht er auf weitere

Defizite in diesem Bereich aufmerksam, etwa auf die offene Frage nach dem Einfluß von Spinoza, Locke, Thomasius u.a. auf Wolff (27f) oder nach der genauen Wirkung Wolffs auf Kant (19f). Indem der Autor darstellt, was genau jeweils gedacht worden ist, drängt sich allerdings dem Leser die Frage auf, wie es um die Wahrheit und Annehmbarkeit dieses Gedachten steht. Woher etwa bezieht die allen besprochenen Begriffen zugrundeliegende Forderung, man solle das jeweils Vollkommene erstreben, ihre Plausibilität und Verbindlichkeit? Aus der Lust bzw. Freude, die ein solches Handeln bereitet, oder daraus, daß das Gegenteil nicht gedacht bzw. gewollt werden kann (154f; 175f)? Ist der Glücksbegriff überhaupt ein genuin ethischer Begriff, wenn es die Ethik nach Wolff nur mit unseren freien Handlungen zu tun hat (DE §1), der Glücksbegriff aber wesentlich durch ein objektives Maß an Vollkommenheit bestimmt ist, das nur teilweise vom Handelnden zu verantworten ist? Und was macht überhaupt die Vollkommenheit einer Sache aus – ihre Widerspruchsfreiheit (DE §152), ihre Regelmäßigkeit (105), ihre Zweckmäßigkeit (116; 191–196) oder gemäß der Natur einer jeden Sache jeweils etwas anderes (107f)? Insofern wird anhand dieser Studie schließlich auch die Notwendigkeit einer systematischen Auseinandersetzung mit dem frühneuzeitlichen Glücksbegriff deutlich, in welcher freilich Schwaigers Befunde gebührende Beachtung verdienen.

Christian Schröer